



von Prof. Dr. Dr.
Hartmut Kasten

Entwicklung und Förderung von Empathie in der frühen Kindheit

Der Begriff Empathie erlebt derzeit eine wahre Inflation. Vom Führungspersonal und von Menschen, die in sozialen Berufsfeldern tätig sind, wird Empathie erwartet. Allgemein beklagt wird, dass immer mehr Heranwachsende keine Empathie mehr zeigen und Frühpädagogen machen dafür zuweilen die Eltern, die keine Zeit haben für ihre Kinder und die unzulänglich ausgebildeten pädagogischen Fachkräfte verantwortlich.

Begriffsklärung

Was ist eigentlich Empathie und wie lässt sie sich abgrenzen von anderen sozialen Kompetenzen? Sinnvoll scheint es zu sein, an Empathie zwei Komponenten zu unterscheiden, nämlich Mitgefühl und Einfühlung. Mitgefühl kann als grundlegende Komponente betrachtet werden, die anscheinend in uns allen genetisch verankert ist und Einfühlung als darauf aufbauende Komponente, die familiale und soziale Wurzeln

hat und entscheidend durch Erziehung im und außerhalb des Elternhauses und das Heranwachsen in einer bestimmten Gesellschaft geformt wird.

Genetische und biologische Grundlagen von Mitgefühl

In der modernen, erfahrungswissenschaftlich orientierten Pränatalpsychologie mehrten sich die Belege dafür, dass die Empathieentwicklung bereits im Mutterleib beginnt. Wenn der Fötus emotionale Zustän-

de der Mutter mitempfindet, wenn sich z.B. die mütterliche Panik (welche die Schwangere während einer Naturkatastrophe oder anderer traumatisierender Ereignisse erlebt) auf das ungeborene Kind überträgt (die hierbei in erster Linie über die Nabelschnur ablaufenden biochemischen Prozesse sind bereits weitgehend bekannt), dann kann dieses Phänomen als Frühform von emotionalem Mitempfinden und von Mitgefühl betrachtet werden. Die Untersuchung der Interaktion und Kommunikation zwischen Föten und ihren Müttern steckt noch in den Kinderschuhen. Dass aber vom Zeitpunkt der Einnistung der befruchteten Eizelle in die Gebärmutter-schleimhaut zahlreiche Wechselwirkungen zwischen mütterlichem und kindlichem Organismus stattfinden, ist evident, und die pränatal-psychologische Betrachtung des Uterus als erstem sozialem Milieu des Kindes lässt sich nachvollziehen.

Die Bedeutung einer glücklichen, harmonisch verlaufenden Schwangerschaft

Folgt man dem Volksmund, befindet sich die Schwangere im Zustand froher Erwartung. Tatsächlich ist zu belegen, dass sich das ungeborene Kind im Uterus gedeihlich entwickelt, wenn es der Mutter gut geht, sie und ihr Partner sich auf ihr Kind freuen, liebevoll miteinander umgehen und eingebettet sind in ein sie unterstützendes, bekräftigendes soziales Netzwerk. Nachgewiesen ist, dass insbesondere in den ersten drei Schwangerschaftsmonaten ein besonderes Gefährdungspotenzial für den Fötus besteht. Insbesondere der Konsum von Nikotin, Alkohol und anderen Drogen und ein Übermaß an psychischem Stress und physischen Belastungen führen zu organischen Missbildungen und vor allem zu Beeinträchtigungen in der Gehirnentwicklung des Fötus. Tatsächlich kommt es ganz entscheidend auf den Anfang an: Grundlegende soziale und emotionale Weichen werden tatsächlich schon in den frühen Phasen der Schwangerschaft gestellt. Wenn es der werdenden Mutter gut geht und sie auf die Ressourcen einer intakten Partnerschaft zurückgreifen kann und sich beide Eltern auf ihr Kind freuen, ist ein wichtiges Fundament gelegt für die gesamte weitere Entwicklung.

Über welche, für die Ausbildung von Mitgefühl wesentliche Kompetenzen verfügt bereits das neugeborene Kind?

Hervorhebenswert sind hier vor allem die folgenden Kompetenzen:

1. Bindungsbereitschaft,
2. Präferenz für Gesichter und Personen,
3. Grundausrüstung mit Basisemotionen,
4. Nachahmungsfähigkeit (Spiegelneuronen).

Bindungsbereitschaft

Die von der Bindungsforschung zutage geförderten Ergebnisse untermauern die schon in den 1950er Jahren von John Bowlby postulierte Annahme, dass Kinder auf die Welt kommen mit einer angeborenen Bindungsbereitschaft. Sie sind genetisch so ausgestattet, dass sie sich an die Person, die sich um sie kümmert, sie versorgt und ihnen Zuwendung zuteilwerden

lässt, bedingungslos und beständig binden. Einen Wechsel der Bezugsperson verkraften sie nur sehr schwer; ihre gesamte Entwicklung wird extrem beeinträchtigt und sie nehmen schweren Schaden, wenn keine Kontinuität der Bezugsperson(en) gewährleistet ist.

Präferenz für Gesichter und Personen

Schon Neugeborene haben eine ausgeprägte Vorliebe für Gesichter und Personen, denen sie sich reflexartig zuwenden und gegenüber unbelebten Objekten bevorzugen. Diese angeborene Vorliebe trägt dazu bei, dass sie sich leicht tun, sozialen Kontakt zu ihrer Umwelt aufzunehmen. Säuglinge sind von Geburt an soziale Wesen.

Grundausrüstung mit Basisemotionen

In der Forschung besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass Kinder von Geburt an grundlegende Gefühle, sogenannte Basisemotionen, mimisch ausdrücken können. Am häufigsten genannt werden in diesem Zusammenhang die folgenden Emotionen: Glück, Trauer, Überraschung, Angst, Ekel und Wut.

Die Fähigkeit schon von Geburt an grundlegende Emotionen mimisch auszudrücken, wurde wahrscheinlich im Laufe der Evolution erworben und als genetische Disposition verankert. Nicht von der Hand gewiesen werden kann nämlich die Überlegung, dass diese Basisgefühle für das Überleben in der Stammesgeschichte und im Hinblick auf das soziale Leben in der Gruppe und Gesellschaft zentrale Bedeutung besaßen. Beispielsweise löst das mimische Ausdrücken von Glück (und damit verbundenen weiteren positiven Gefühlen, wie Freude, Liebe, Lust) in Form von Lächeln, Lachen oder Jubeln beim sozialen Gegenüber ähnliche Gefühle aus, führt also dazu, dass man sich einander zuwendet, sich sympathisch findet, verbunden fühlt und ein Gruppengefühl entwickelt. In der frühkindlichen Sozialisation gewinnt das Ausdrücken positiver Gefühle herausragende Bedeutung, weil dadurch beim Erwachsenen die Bereitschaft, dem Kind besondere Zuwendung und Fürsorge angedeihen zu lassen, verstärkt wird und beim Kleinkind das Gefühl angenommen, gemocht und sicher gebunden zu sein, Bekräftigung findet.

Nachahmung auf der Grundlage von Spiegelneuronen

Säuglinge können schon wenige Stunden nach der Geburt mimisches Verhalten nachahmen, das ihnen in ihrem Sehfeld (im Abstand von ca. 25–30 cm von ihren Augen) dargeboten wird, z.B. ein Stirnrunzeln, ein breites Lächeln oder ein Öffnen des Mundes usw. Sie machen dies jedoch nur in Phasen, in denen sie ganz wach, entspannt und aufnahmefähig sind. Die Nachahmung erfolgt auch nicht reflexartig, sondern mit gewisser Verzögerung nach intensivem Hinschauen und zuweilen mehrfachem Probieren, wodurch sie sich immer besser an das Vorbild annähert. Neugeborene scheinen auch zu spüren, wenn sie selbst nachgeahmt werden. Jedenfalls blicken sie jemanden, der die von ihnen gezeigte Mimik nachahmt, intensiver und länger an als jemanden, der eine andere Mimik zeigt (vgl. Meltzoff und Moore 1985). Angenommen wird, dass sich hier eine angeborene Kompetenz manifestiert, durch die soziale Kontaktaufnahmen vielfältiger Art eingeleitet und ausgebaut werden können – analoges gilt im Übrigen auch für das Schreien, das Hautkontakt anstreben und das Suchen nach Blickkontakt von Säuglingen.

Festzuhalten ist, dass das Neugeborene genetisch so vorprogrammiert zu sein scheint, dass es auf eine breite Palette von mimischen Auslösereizen sozial reagiert. Von italienischen Hirnforschern wurde Mitte der 1990er-Jahre in Untersuchungen mit Schimpansen, die ebenfalls schon von Geburt an Mimik nachahmen, die neurophysiologische Basis des Imitationsverhaltens entdeckt und als Spiegelneuronen-System bezeichnet. Neugeborene sind ausgestattet mit Spiegelneuronen und können auf deren Grundlage von Anfang an mit ihren Bezugspersonen sozial kommunizieren. Die moderne Hirnforschung geht davon aus, dass für dieses Nervenzellen-System das Gesetz „use it or lose it“ gilt – wenn es nicht benutzt wird, kann es nicht funktionstüchtig werden und geht verloren: Wenn kein Feedback, keine soziale Antwort erfolgt, dem Säugling also nicht zurückgespiegelt wird, dass seine Nachahmung „verstanden“ wurde, verkümmern Spiegelneuronen mehr und mehr, verschwinden möglicherweise ganz (vgl. Kasten 2009).

Bedeutung der Spiegelneuronen für die Empathieentwicklung

Bereits in den ersten Lebenstagen lässt sich somit demonstrieren, dass Säuglinge über eine genetisch verankerte und hirneurophysiologisch fundierte Fähigkeit zur Nachahmung verfügen, die es aufzugreifen und anzuregen gilt. Diesen Sachverhalt ziehen Forscher in Erwägung, wenn sie versuchen zu erklären, warum sich schon kleine Kinder im Hinblick auf ihre Fähigkeit mitzufühlen (als wichtiger Grundlage von Empathie) und andere zu trösten teilweise sehr deutlich voneinander unterscheiden. Auch das in der Kriminalpsychologie beschriebene Phänomen der Gefühlskälte und nicht vorhandenen emotionalen Resonanz von manchen Straftätern wird von vielen Autoren in Verbindung gebracht mit einer defizitären Entwicklung des Spiegelneuronensystems. Neugeborene bringen die biologischen Voraussetzungen dafür mit, dass sich zwischen ihnen und ihren Hauptbezugspersonen auf der Grundlage gelungener wechselseitiger Spiegelkontakte eine sichere, tragfähige Bindung aufbaut. Die in der Entwicklung des Kindes von Geburt an bereitgestellten Spiegelneuronen entfalten sich jedoch nur dann zur vollen Blüte, wenn sie kontinuierlich angeregt und in tagtäglichen Interaktionen ausdifferenziert und mit anderen Regionen des Gehirns vernetzt werden.

Auf Einstellung und Verhalten der Eltern kommt es an

Mit der Geburt wechselt der Fötus in ein anderes, für ihn vollständig neues soziales Milieu hinüber. In der Regel machen frischgebackene Eltern im Wesentlichen alles richtig, um ihrem neugeborenen Kind den Aufenthalt an dem neuen Ort so angenehm wie möglich zu gestalten. Sie trösten und beruhigen es, wenn es schreit, sie beschäftigen sich und kommunizieren mit ihm, wenn es ganz wach ist und sie anblickt. Sie spiegeln ihm wieder, was es ihrem Gefühl nach ausdrückt und werden so allmählich immer sensibler für seine Signale, können beispielsweise unterscheiden, ob es schreit, weil es hungrig ist oder körperliche Beschwerden hat oder Beachtung und Zuwendung haben möchte. Die sich in der Regel bei den jungen Eltern ausbildende Fürsorglichkeit und Sensibilität für ihr Baby ist von großer Bedeutung für des-

sen Empathie-Entwicklung. Auch relativ anrengungsarm aufwachsende Kleinkinder entwickeln Mitgefühl.

Dass Säuglinge im Grenzfall noch mit minimaler sozialer Anregung und Resonanz gedeihlich heranwachsen können, illustrieren die schon 1928 in einem Waisenhaus in Wien von Charlotte Bühler gemachten Beobachtungen. Frau Bühler war aufgefallen, dass in der Neugeborenenstation eines Wiener Krankenhauses regelmäßig vom Weinen eines Kindes alle anderen, in Hörweite befindlichen Säuglinge angesteckt wurden und ebenfalls zu weinen begannen. Eine solche reaktive Gefühlsübertragung erfolgt unwillkürlich, unmittelbar und ohne jede Beteiligung von verstandesmäßigen Anteilen. Forscher gehen davon aus, dass es sich hier um ein angeborenes Reaktionsmuster handelt, das durch entsprechende Auslöserreize abgerufen wird und als Vorläuferform des sich im weiteren Entwicklungsverlauf ausbildenden spontanen Mitgefühls (als grundlegender Basis von Empathie) betrachtet werden kann.

Spontanes Auftreten des sozialen Lächelns

Ungefähr um die sechste Lebenswoche des Säuglings herum tritt häufig das sogenannte erste soziale Lächeln auf. Das Baby lächelt seine Bezugsperson strahlend an und löst in ihr Zärtlichkeitsimpulse und Zuwendungsverhalten aus. Häufig spiegelt sie auch ihrem Baby das Lächeln zurück und fördert damit seine Empathieentwicklung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei diesem Lächeln noch nicht um eine soziale Reaktion des Säuglings beim Austausch von Blickkontakten mit vertrauten Personen, sondern wird vermutlich spontan durch neuronale Erregungsänderungen in Gang gebracht. Es erfüllt aber einen sozialen Zweck, weil es dazu beiträgt, dass sich die Bezugspersonen dem Säugling positiv zuwenden und mit ihm sozial interagieren.

Mütter wie Väter sollten sozial initiativ werden und emotionale Resonanz zeigen. Von großer Bedeutung für eine ungebrochene Empathieentwicklung von Kleinkindern sind junge Väter, die von Anfang an intensiven emotionalen Austausch mit ihren Babys pflegen und aufrechterhalten. Vonnöten sind Väter, die ihre eigene emotionale Entwicklung reflektiert haben, ihre eigenen weichen und zarten Gefühle nicht



© Svetlana Fedoseeva - Fotolia.com

unterdrücken und in der Lage sind, Mitgefühl zu geben und selbst anzunehmen. Solche authentischen Männer, die trösten und sich trösten lassen, braucht es in der Kleinkinderziehung, auch in den Krippen und Kindertagesstätten und als männliches Pendant zu den Tagesmüttern.

Defizitäre emotionale Sozialisation von Jungen

Männliche Babys werden in der Regel von Geburt an anders behandelt als weibliche Säuglinge. Die immer noch in vielen Familien praktizierte traditionelle Geschlechterrollenerziehung bringt es mit sich, dass Söhne (insbesondere von ihren Vätern) von Anfang an nicht die spontane emotionale Zuwendung und Zärtlichkeit erhalten, die diese ihren Töchtern zuteilwerden lassen. Das Klischee vom kräftigeren, durchsetzungsfähigeren Geschlecht geistert noch heute durch die Kinderzimmer und



pädagogischen Elementareinrichtungen, obwohl das Gegenteil für die frühe Kindheit belegt ist: Mädchen kommen auf die Welt mit einem biologischen, körperlichen Reifungsvorsprung, der es mit sich bringt, dass sie physiologisch seltener schwächeln, Infektionserkrankungen besser abwehren können und sich in sozialer und sozial-kognitiver (Spracherwerb!) Hinsicht schneller entwickeln als Jungen. Teilweise bis in die Grundschuljahre hinein können sie ihren Entwicklungsvorsprung aufrechterhalten. Entscheidend ist aber, dass männliche Kleinkinder von Geburt an emotional diskriminiert werden: Wenn sie quengeln oder weinen, müssen sie sich nicht selten ein wenig gedulden, bis sie auf den Arm genommen und getröstet werden. Spätestens vom zweiten Lebensjahr an wird von ihnen immer ausgeprägter erwartet, bei kleinen Wehwehchen die Zähne zusammenzubeißen und ihr Bedürfnis nach Trost und Zuwendung zu unterdrücken.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Empathieentwicklung

Diese Ungleichbehandlung zeitigt schon früh ihre Früchte: Bereits im Kindergarten zeigen Mädchen mehr Empathie, sowohl was das spontane Mitgefühl betrifft, als auch die darauf aufbauende Einfühlung und das sich möglicherweise dann anschließende hilfreiche, tröstende und Zuwendung gebende Verhalten. Wünschenswert wäre nicht eine Gleichbehandlung, ein Über-einen-Kamm-Scheren von Jungen und Mädchen, denn die bestehenden biologisch und genetisch bedingten Geschlechtsunterschiede können nicht verleugnet werden. Vonnöten wäre vielmehr eine Androgynität fördernde geschlechtsspezifische Erziehung, die dazu beiträgt, dass Jungen ihre weichen und zarten Gefühle nicht unterdrücken müssen (und ihre Väter sie dabei unterstützen), verschmust und anschmiegsam

sein dürfen und Mädchen (von ihren Müttern) Freiräume gelassen werden, ihnen gestattet wird, Nein zu sagen und nicht nett zu sein und sie darin bekräftigt werden, Durchsetzungsvermögen, Neugier und Forscherdrang auszubilden.

Empfehlungen für Krippenerzieher/-innen, Tagespfleger/-innen und Kindergärtner/-innen

Erst wenn sich eine Bindungsbeziehung zwischen Erzieher/-innen und den ihnen anvertrauten Kindern aufgebaut hat (und das kann zuweilen einige Wochen oder sogar Monate dauern), macht eine intendierte Förderung von emotionalem Mitschwingen und Empathie Sinn. Von zentraler Bedeutung ist, dass den Kleinen vermittelt wird, dass ihre Gefühle wahr- und ernst genommen werden. Das kann z.B. dadurch geschehen, dass sie ihnen widergespiegelt und benannt werden.

In der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres entdecken Kleinkinder in der Regel ihr ICH, erkennen sich im Spiegel und beginnen allmählich damit zu bestimmen, was zu ihnen gehört. Sie beziehen sich dabei hauptsächlich auf äußere Dinge und Attribute (das ist mein Spielzeug, mein Zimmer, mein Teller, mein Frühstücksbrot, das meine blonden Haare und blauen Augen usw.) und das, was sie schon können und dürfen (z.B. auf Zehenspitzen stehen, Laufrad fahren, eins, zwei, drei zählen, eine Fernsehsendung oder ein Bilderbuch anschauen usw.). In der Empathieförderung kann nun behutsam damit begonnen werden, dass ihre Gefühle sich von denen anderer Kinder unterscheiden können: Während sie fröhlich und ausgelassen herumtoben, kann ein anderes Kind sich ausgeschlossen fühlen und traurig in der Ecke sitzen.

Es dauert zwar in der Regel noch bis in die zweite Hälfte des vierten Lebensjahres hinein, bis Kinder wirklich begreifen und vom Verstand her in Rechnung stellen können, dass andere Menschen eine eigene Innenwelt haben, die sich von ihrer unterscheidet, dass sie nicht nur andere Gefühle haben als sie selbst, sondern auch andere Wünsche und Pläne und manchmal auch im Besitz von Informationen sind, über die sie nicht verfügen. Jetzt beginnen sie mit dem Aufbau dessen, was amerikanischen Kognitionspsychologen zufolge als „theory of mind“ bezeichnet werden kann

und erst jetzt ist das Alter erreicht, in dem in Elementareinrichtungen gezielt damit begonnen werden kann, den Kindern die zahlreichen Facetten des sich (nicht nur gefühlsmäßig, sondern auch verstandesmäßig) in eine andere Person Hineinversetzens zu vermitteln. Empathieförderung mündet nun ein in eine umfassendere sozial-emotionale und sozial-kognitive Förderung: Weil die für Impulshemmung, Steuerung und Kontrolle zuständigen Hirnregionen im präfrontalen Kortex (Stirnhirn) zwischenzeitlich ausgereift sind, können sich die Kinder nun immer besser in die Lage, die innere Verfassung und das Befinden ihnen vertrauter Personen hineinversetzen, können sich eine immer differenziertere Vorstellung davon machen, was in diesen vor sich geht. Seit den 60er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts und anknüpfend an einen Vorschlag von John H. Flavell wird diese Fähigkeit des Sich-in-die-Lage-Anderer-Versetzens als „Rollen- oder Perspektivenübernahme“ (engl. role-taking) bezeichnet. Schon früher verwendete der Schweizer Entwicklungspsychologe Jean Piaget den Begriff „Dezentrierung“, wenn er sich auf Prozesse des die Perspektive einer anderen Person Einnehmens bezog.

Förderung von Rollenübernahmefähigkeiten in Elementareinrichtungen

Mit „Rollenübernahme-Kompetenz“ oder der „Konstruktion einer Theorie der inneren Welt“ beschreibt die Wissenschaft die Fähigkeit, sich ein immer zutreffenderes Bild von der psychischen Befindlichkeit und äußeren Verfassung eines anderen Menschen zu machen. Diese Fähigkeit mit all ihren Facetten und Nuancen wird im Laufe eines langen Lernprozesses erworben, der bis ins Erwachsenenalter hineinreichen kann. Sie kann in spielerischen Situationen angeregt werden, z.B. auch durch Einbezug von Materialien, die im Handel erhältlich sind. Im Rahmen solcher spielerischen Settings werden die Kinder ermuntert darüber nachzudenken, was in einem anderen (auf einer Bildtafel dargestellten) Kind vor sich geht, das sich beispielsweise in einer Notsituation befindet und Hilfe braucht oder das sich mit einem anderen Kind um den Besitz eines von beiden begehrten Spielzeugs streitet. Auf diese Weise können gezielt einzelne Komponenten von Rollenübernahme (RÜ)-Prozessen gefördert werden, z.B. kognitive RÜ (was weiß das andere Kind, welche Informatio-

nen hat es nicht zur Verfügung?), wahrnehmungsmäßige RÜ (was sieht das andere Kind von seinem Standpunkt aus, was nimmt es nicht wahr?), motivationale RÜ (was beabsichtigt das andere Kind, was hat es vor, was plant es?) oder handlungsmäßige RÜ (was wird das andere Kind tun, wie wird es sich verhalten?).

Empathie und Rollenübernahme – abschließende Klärungen

Empathie kann als schwerpunktmäßig emotionale Komponente von Rollenübernahmevorgängen betrachtet werden. Bei Empathie und Rollenübernahme handelt es sich um Phänomene, die systematisch in den Bereich sozial-emotionale und sozial-kognitive Aktivitäten eingeordnet werden können. Wenn man sich mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, ob überhaupt und wenn ja, ab wann und in welchem Umfang Empathie- und Rollenübernahme-Fähigkeiten bei kleinen Kindern gezielt angeregt und systematisch gefördert werden sollen, ist damit immer auch eine Wertentscheidung verbunden. Eltern und Einrichtungen des Elementarbereiches sollten sich also damit auseinandersetzen, welche Werte ihnen in der Kindererziehung wirklich wichtig sind, ob sie beispielsweise den ich- und selbstbezogenen Werten (Selbstverwirklichung und Autonomie) einen höheren Stellenwert beimessen als auf andere Menschen bezogenen Werten (wie Solidarität und Hilfsbereitschaft, Toleranz und Rücksichtnahme) oder sogar selbstlosen, zu eigenem Verzicht bereiten Wertvorstellungen. Schlussendlich ist Empathieförderung ein integraler Bestandteil der Sensibilisierung von Kindern für moralische Kategorien. ■

LITERATURTIPPS



Christian Keyzers
Unser empathisches Gehirn.
Warum wir verstehen, was andere fühlen
C. Bertelsmann
München 2013
ISBN 978-3-570-00954-3

Jeden Tag hängt unser Wohlergehen und Erfolg davon ab, dass wir die Emotionen und Befindlichkeiten anderer verstehen, nachfühlen, erahnen. Wir spüren das Traurige hinter einem künstlichen Lächeln oder das Fragwürdige hinter scheinbar großzügigen Handlungen. Wie machen wir das? Wie gelingt es uns, zu erfühlen, was häufig verheimlicht werden soll?

In der modernen Hirnforschung wurden Fragestellungen wie diese weitgehend ausgeklammert, bis Anfang der 1990er-Jahre italienische Forscher die sogenannten Spiegelneuronen entdeckten, die nach der Kurzformel „Ich fühle, was du fühlst“ funktionieren und nicht nur unsere Vorstellung vom Gehirn, sondern auch von unseren sozialen Interaktionen grundlegend verändern sollten. Der Hirnforscher Christian Keyzers erforscht seit vielen Jahren diese faszinierenden hochkomplexen Nervenzellen. Nun liefert er eine umfassende, allgemein verständliche Darstellung über ihre

Funktionsweise und ihren immensen Einfluss auf das Fühlen und Denken des Menschen.



Bruce Perry und Maia Szalavitz
Für die Liebe geboren.
Warum Einfühlung und Empathie so wesentlich sind
Arbor Verlag
Freiburg 2012
ISBN 978-3-86781-066-1

Von Geburt an, wenn Babys mit ihren kleinen Fingern instinktiv nach denen ihrer Eltern greifen, suchen ihr Körper und ihr Gehirn nach einer vertrauten Verbindung. Dieses Band wird möglich durch Empathie – die bemerkenswerte Fähigkeit, zu lieben und die Gefühle anderer zu teilen. „Für die Liebe geboren“ liefert Einblick in die Wirkungsweise und die Macht der Empathie. Anhand zahlreicher Fallbeispiele und wissenschaftlicher Studien untersuchen Bruce Perry und Maia Szalavitz ihre biologischen Grundlagen und zeigen auf, wieso sie für die emotionale und körperliche Gesundheit des Einzelnen unentbehrlich ist und warum eine funktionierende Gesellschaft ebenso wenig ohne sie auskommt.

AUTOR

Prof. Dr. Dr. Harmut Kasten ist Entwicklungspsychologe, Frühpädagoge und Familienforscher. Er veröffentlichte zahlreiche Fachbücher/-artikel und einige Sachbücher für ein breiteres Publikum, z.B. über Geschwister, Einzelkinder, Geschlechtsrollen, Pubertät und Adoleszenz.

KONTAKT

E-Mail: webmaster@hartmut-kasten.de
Web-Adresse: www.hartmut-kasten.de